

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 34 — Sonntag, den 23. August 1936

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptchriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Aus Wiesenbads Vergangenheit

Von W. Ludewig.

„Unserne des Dorfes Wiesa in einem Grunde, die Rosenaue genannt, an dem Wasser Zschopau, eine große Stunde von Annaberg, liegt das Jabsbad“, schreibt Chr. Lehmann in seinem „Historischen Schauplatz“ und widmet dieser Heilquelle ein besonderes Kapitel seines Werkes. Ueber 400 Jahre spendet der Eisensäuerling, der dicht an der Grenze zwischen dem Wiesenbader Granit und dem normalen zweiglimmerigen Gneis auf einem Hornstein- und Quarzbreziengang entspringt, Siechen Genesung und Miden Erquickung.

Bann er als Heilquelle erkannt wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Wahrscheinlich handelt es sich, wie anderwärts auch, um eine Zufallsentdeckung, wenigstens kann man das aus der Erzählung des Chemnitzer Arztes Christ. Friedr. Garmann in seiner 1675 herausgegebenen Badeschrift schließen. In weiteren Kreisen wurde der Heilbrunnen allerdings erst mit dem Aufblühen der benachbarten Bergstädte, namentlich Annabergs, bekannt, worauf bereits der

Bergchronist Petrus Albinus hingewiesen hat. Die Bergleute scheinen jedenfalls den Wert eines solchen Gesundbrunnens bald erkannt und geschätzt zu haben, daher preist auch der Annaberger Chronist Georg Arnold den Schöpfer, daß er seiner Stadt im Wiesenbad „gleichsam eine besondere Bergapotheke verordnet“ habe. Arnold gab übrigens 1643 „Ein deutsch Traktätchen von Nutzen und Gebrauch des Wiesenbades“ heraus und berichtet: „Das Wasser quillet in einem Brunnen, welcher zwei Lachter tief, ausgezimmert, ganz lustig über sich steigend, mit zusammen-gelaufenen Tropfen, als Perlen.“

Die Wirkung der Quelle führte man ehemals zurück auf „dreierlei Bergart: Alaun, Kupferwasser und Schwefel, welches alles ganz sensual und empfindlich aus der Farbe, Geschmack, Geruch und Wärme des Wassers, doch mag der Alaun andern in diesem Gemenge überlegen sein, weil er den Badenden die Haut aufziehet und manchen rote Flecken verursacht. Daraus folget, es sei dieses Wasser allen kalten und feuchten Naturen dienlich, und widerstehe den Krankheiten, die von kaltem Schleim, Flüssen und Dünsten, auch andern in- und äußerlich erkalteten Ursachen herkommen. Hingegen ist zuwider den sonst gefundenen aber dabei gallfüchtigen, hitzigen, cholerschen und trockenen Naturen, auch denen, so zum heftigen Nasenbluten geneigt, oder

ordentlichen Monatsfluß und güldene Ader haben, unlängst Schwangeren, Kindern und alten Leuten, welche sich des Trinken nur schlechterdings enthalten sollen.“ In Anlehnung an ältere Autoren zählt Lehmann nicht weniger als 70 Krankheitserscheinungen auf, bei denen eine Kur in Wiesenbad Linderung oder völlige Heilung bewirkt haben soll.

Die erste Badeanlage entstand auf Veranlassung des Fundgrüblers und Zehntners Hans Friedrich in Geyer, der zu Beginn des 16. Jahrhunderts das Rittergut Wiesa besaß, und auf

dessen Flur der heilkräftige Quell entsprang. Friedrich, „ein stattlicher Bürger aufn Geyer“, ließ die Quelle in ein „Gevier“ fassen und das zudringende Regenwasser abdämmen. Außerdem errichtete er ein Badehaus „60 Schuh lang und 14 breit“ und legte ein 17 Lachter langes Röhrl an, „von da aus solch Wasser durch ein eisern Serpent, welcher in ein angeheizten Ofen gehet, hindurch lauffet und also wärmer zum Baden bereit wird“. Neben diesen Baulichkeiten



Das „Wiesen-Baad“ nach einem Stich aus dem Jahre 1728.

entstand eine einfache Kapelle „mit einem Altar und Bildnis zur Ehre St. Jabs“, die 1505 von Bischof Johann VI. von Meißen geweiht wurde. Diese Jabskapelle, die vom Papst „als Wallfahrt der Siechen und Kranken oder Ausläzigen“ bestätigt wurde, scheint sich bald eines stärkeren Zulaufs erfreut zu haben, was natürlich auch dem Bad zugute kam. Jedenfalls wurde noch im selben Jahr ein besonderer Altarpriester dahin verordnet, „der mit den Badeleuten abends und morgens, und ehe sie ins Bad gingen beten, Meß lesen, und also um Gedeihen desselben, Gott anrufen sollte“. Unter den Stiftern, die diese Kapelle bedachten, befand sich auch Herzog Georg der Bärtige, der bei seinen vielfachen Besuchen Annabergs vermutlich auch das St. Jabsbad, wie es damals genannt wurde, aufsuchte. Von seinen nächsten Nachfolgern brachte namentlich Kurfürst August dem Bad Interesse entgegen; er ließ z. B. die Quellsfassung verstärken und die wilden Wässer auffangen, sodaß der Brunnen besser gegen fremde Zuflüsse geschützt wurde.

Die Anregung hierzu gab wohl der kurfürstliche Leibarzt Dr. Johann Göbel, der 1567—1574 in Annaberg als Stadtphysikus tätig gewesen war und die erste ausführliche Schrift über Wiesenbad verfaßte. Diese erschien 1576 gleichzeitig in einer lateinischen und deutschen Ausgabe und trug wesentlich dazu bei,

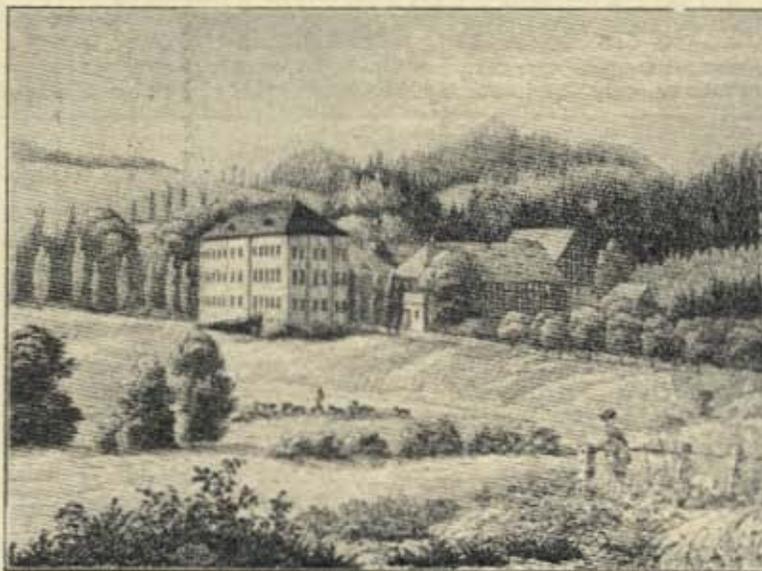
Wiesenbads Ruf zu verbreiten. Dieses Buch scheint übrigens schon um die Mitte des nächsten Jahrhunderts ziemlich selten gewesen zu sein, sodaß es der schon erwähnte Chemnitzer Arzt Christ. Friedr. Garmann 1675 in erweiterter Form neu herausgab. Aber auch sonst wurde eifrig für Wiesbaden geworben, denn bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts erschienen nicht weniger als 39 größere Abhandlungen, in denen namentlich von Kurerfolgen die Rede ist. Nur auf ein Werk sei noch hingewiesen: auf die 1702 erschienene poetische Beschreibung „Das edle meißnisch oder erzgebirgische Wiesbaden“, dessen Verfasser Theodosius Lehmann ein Nachkomme des großen Chronisten war. In der medizinischen Literatur hatte übrigens schon vor Göbel der Arzt und Alchemist Leonhard Thurneyher zum Thurn, ein Schüler des Paracelsus, in seinem 1542 erschienenen Bäderhandbuche: „Von kalten, warmen, Mineralischen und Metallischen Bässern, Bissen genannt“, auf Wiesbaden hingewiesen.

Wiesenbads eigentliche

Glanzzeit zog herauf, als Sophia von Brandenburg, die Gemahlin Kurfürst Christian I., nach dem Tode ihres Gatten den stillen Winkel zum zeitweiligen Aufenthalt erkor. Im Herbst 1593 weilte sie zum erstenmal in Wiesbaden, wie aus einem Brief vom 18. September jenes Jahres hervorgeht, in dem es heißt:

„Ew. Liebden geben wir hiermit zu erkennen, daß wir mit unsern geliebten Kindern insgesamt den 12. d. M. ausn Anna-berg glücklich ankamen, folgend den 13. uns mit unserm geliebten jüngsten Sohn Herzog Augusten und zweien Töchtern anhero ins Wiesbaden.“ begeben. Dieser Besuch dauerte bis zum 3. Oktober. Um für bessere Unterkunft der Fürstin und ihres Gefolges zu sorgen, ließ der damalige Besitzer, Stephan Hünertopf, 1596 das sog. „Fürstenhaus“ errichten, für dessen Innenausstattung der hohe Gast teilweise selbst aufkam. Begeistert schrieb die Kurfürstenwitwe 1598 an ihre Söhne, die Herzöge Christian und Johann Georg: „so viel nun das warme Bad anlangt, tun wir Deiner Herzog Hans Georgen Liebden hiermit freundlich zu wissen, daß wir das angestellte Gebäude nunmehr allenthalben fertig befunden und das neue Haus also bald bezogen, welches uns dermaßen zu gnädigsten Gefallen angerichtet hat, daß wir darob ein gnädigstes Genügen und darinnen allerlei gute Bequemlichkeit haben. Also, daß wir nicht ungeneigt sein uns den künftigen Winter über allhier wesentlich aufzuhalten und des Bades uns zu warten. Sineimal wir jeziger Zeit befinden, daß das hohe Wild und die schönsten Hirsche um das Haus herum stehen und sich in ziemlicher Anzahl sehen lassen, auch sonst im

Werk ist, das allhier viel schöner Luft noch sollen angerichtet werden.“ Man erkennt hieraus, daß die derzeitigen Grundherren Sebald Hünertopf und sein Nachfolger Hans George Neufinger alles taten, um der Fürstin den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Namentlich von letzterem ist uns bezeugt, daß er viel für das „Sophienbad“, wie man seither Wiesbaden nannte, tat. Die Vorliebe der Kurfürstenwitwe für Wiesbaden wirkte noch nach ihrem Tod fort. 1625 verbrachte Johann Georg I. fast den ganzen Sommer in Gebirge. Während er mit den älteren Söhnen bald in dem, bald in jenem Schloß lag und die umliegenden Wälder besagte, gebrauchte seine Gattin Magdalena Sybille in Gesellschaft der jüngeren Kinder das Wiesbaden. Mancherlei ländlich einfache Lustbarkeiten wurden veranstaltet, zu denen auch gelegentlich die Bewohner der benachbarten Dörfer zugezogen wurden. In der Nähe des Bades wurde eine Bogelstange errichtet, die alt und jung eifrig benützten. Den Höhepunkt erreichte die Freude, als der Kurfürst



Wiesbaden um 1640.

mit seinen Hofjunkern und etlichen Annaberger Bürgern am Sonntag Trinitatis und am Johannestag sich am Bogelschießen beteiligte. Aus späterer Zeit melden uns die Chroniken nur noch einmal von fürstlichem Besuch des Heilbrunnens, und zwar weilte im Mai 1655 die Kurprinzessin Magdalena Sybille von Brandenburg-Bayreuth, die Gemahlin des späteren Kurfürsten Johann Georg II., zur Kur in Wiesbaden und empfing hier

den Besuch einer altenburgischen Fürstin. Aus späterer Zeit ist noch ein Besuch des kurfürstlichen Kabinetts-Ministers Christ. Heinr. von Bahndorf zu erwähnen, dem am 5. Juli 1726 „das annabergerische Bergamt eine bergmännische Nachtmusik mit einem bergmännischen Aufzug mit brennenden Grubenlichtern“ brachte. Den Text dieser Nachtmusik hatte der Buchholzer Pfarrer Christ. Melzer geschrieben.

Obwohl Wiesbaden abseits von der großen

Heerstraße lag, der 30jährige Krieg fand es doch und suchte es heim. Die fröhlichen Badegesellschaften wurden zersprengt, an ihrer Stadt hielten allerlei unbetene Gäste Einzug und richteten mancherlei Schaden an. So rissen sie u. a. die zinnere Wandbekleidung aus der fürstlichen Badestube und schleppten sie als gute Beute davon. Als 1662 Johann Georg von Schönberg auf Wiegendorf für 12 900 Gulden das Rittergut Wiesa erwarb, zu dem auch das warme Bad gehörte, mag manches im argen gelegen haben. Erst sein Sohn Adam Friedrich hat 1694/95 „das alte Gebäude bis aufs Fürstenhaus weggerissen, und alles prächtig und bequem aufführen lassen, und haben die Badegäste viel bessere Bequemlichkeit, als vor dessen.“



Der Kurhaus-Brand in Wiesbaden im Jahre 1869.

Aus den Erinnerungen eines alten Erzgebirgers

Buchholz vor 50 bis 60 Jahren! Wem friert da nicht schon gelinde, wenn er der kalten Winter damals gedenkt. Rot und Teuring allerorten. Ein rundes Bierpfundbrot kam um diese Zeit 12 Groschen. Tief waren im Winter die Täler, der Wald verschneit. Und die Berge rundum hatten dicke Kapuzen auf, wie unsre Großmütter. Viele Meter hohe Windwehen verrammten mitunter die Haustüreingänge und wir mußten erst lange ausschaufeln, bevor wir in die Schule gelangen konnten. Dazu meist das Wasser bei 15 bis 20 Minusgrade in den öffentlichen Brunnentrögen eingefroren! Da gab es bei uns recht oft sogenannte „Kahenwäsch“. Es ergab sich von selbst, daß sich das häusliche Leben dicht am eisernen Ofen und der „Ofenbank“ abwickelte. Man huschelte sich der Kälte wegen enger aneinander. Selbst die Stubennachbarn kamen sich näher dabei. Die vielen kleinen Leute, blutarm, oder im Blute arm, unterernährt am Körper und an Geldmitteln, sie wurden den ganzen Tag nicht recht warm und „zipherten“ nur so. Das war noch die Zeit, wo man sich gegenseitig ein Rot Kaffee, eine Zwiebel, „ä Quand'I Pfaster“ (Quanten, Quentschen) abborgte, in der man sich Pfannen, Töpfe und Geschirr auslieh. Es fehlte nur noch, daß man die Männer oder Weiber verborgte. Und die langen „Ohmde“! Was wurden in der Blütezeit des dicksten Aberglaubens für schöne Geschichten von Geistern, Gespenstern und „M'zägn“ (Anzeichen) erzählt. Wenn dann die Leute gruselte und ihnen eine „färchterliche“ Gänsehaut aufstieg, waren sie erst zufrieden. Knallte dazu hinterm Ofen zum Ueberfluß gar noch ein Holzstück, so fuhren sie erschrocken zusammen, weil dann womöglich sich „su ä Geist“ eingeschlichen haben konnte. „Mr konnt's sei net wiß'n“. Heulte in der Nachbarschaft irgend ein Kettenhund wegen der Kälte recht schmerzlich auf, so sagte man: „Ach du Raft,



Das alte Buchholzer Chausseehaus an der Talsstraße.



Die Gaststätte Neu-Amerika Buchholz.



Das heutige Eisen-Möbel-Haus an der Karlsbader Straße in Buchholz, das von 1880 bis 1900 das Postamt beherbergte.

do stärbt bal' äner“. Was hatte da nicht so mancher mit Furcht und Dummheit Begabter gehört und gesehen. Kirche, Friedhof, Galgen und Kreuzwege wurden zumeist die Schauplätze für überhitzte Gemüter. An der alten Richtstätte auf der Berglehne tanzten nämlich sechs oder sieben Geister. In der Kirche war zuweilen das „grae Mann'l“ (graue) erblickt worden. Wen es anjah, der mußte innerhalb dreier Monate sterben. Am schlimmsten aber war am Kreuzwege, an der alten Schlettauer Straße, ein Reiter ohne Kopf. In grauer Schwedentracht ritt er dort hin und her. Sobald er eines Menschen ansichtig ward, stieß er ein grauenvolles Lachen aus und verschwand im Nebel. Totsterbenstrank sollen allemal „Diejenigen“ gewesen sein, die ihm begegnet waren. (Su ä u'rschamter

Karr!) Ein anderer wieder ging in der Dämmerung noch auf den Boden. Dort oben stand aus alter Zeit noch ein Spinnrad, verstaubt und morsch. Wie der Mann näher hinsah, drehte sich das Spinnrad, ohne daß jemand zu sehen war. Mehr tot wie lebendig war der Furchtsame die Treppe hinab gerast, nicht ohne, daß es hinter ihm geklirren hat wie Höllengelächter. — — Während derlei Erzählungen standen den „Weib'n“ nicht nur die Haare zu Berg, nein, auch manche Männer schüttelten sich. Wir „Gunge“ bekamen zwar auch Furcht, aber uns wollte es nicht einleuchten, warum der Reiter ohne Kopf noch lachen könne. Meist war es dann bald Mitternacht geworden, dann gab es regelmäßig Leute, die gemeinsam einander nach Hause begleiteten mußten, aus toller Furcht. „Dos war sei schie!“ hieß es andern Tages.

Nicht mit Unrecht kann man heute nur noch darüber lächeln. Immerhin paßte es in den damaligen geruhlosen Lauf der Zeit, war dem heimeligen Treiben, in den eng aneinander geschmiegtten Häuschen, den schmalen, buckligen Gassen mit ihren spinnzierenden Heimarbeitern,

wie am Leib gegossen. Wenn heute so ein altes Mannl oder Weib'l von damals ein größeres Kraftfahrzeug erblickte, das sich ohne äußerlich sichtbaren Antrieb mit rasender Geschwindigkeit und mit 4 leuchtenden Augen auf sie hin bewegte, so würden sie bestimmt mit dem Ausrufe: „Dr Teufel is lus!“ schreiend in das dichteste Gehölz flüchten. Dazu die mit Leder vermunnten Gesichter, die am Abend die Illusion vervollständigten. Gönnen wir unsren Vorfahren die Ruhe.

Weihnachten im Gebirge. Für Kinder und Erwachsene immer wieder ein Fest der Liebe und Freude, ein Märchen im Winter Schnee. Viele Wochen zuvor fängt der Vater allerlei zu basteln an. Und die Mutter hat auf einmal Geheimnisse und schließt die Kommode vorsichtig ab. Alles Darantrieben nützt nichts. Die „Kinner“ werden in's Bett gesteckt. Dann geht das Schrubben, Sägen und Bohren los, bis die Kleinen darüber einschlafen. Der Eine baut in der Mauerecke eine Christgeburt in einigen Terrassen in die Höhe. Andere wieder schnitzeln eine Drehpyramide mit vielen Stockwerken hoch. An vergangene Jahrhunderte mahnen geschnitzte Bergleute als Lichthalter. Jener baut eine Puppenstube. Dieser wieder einen Garten, in dessen Mitte die Geburt Christi dargestellt wird. Mit Gartenzäun versehen und grünem weichen Moos, mit viel Waldbäumen, mit allem Wild und dem Jäger dazu. Kurz: Der Wald ist in die bescheidene Stube gekommen! Wenn dann das Fest kommt, so marschieren in Christgeburt hinter der heiligen Familie, zuweilen dicht hinterdrein, auch eiliche Kompanien Soldaten. Der Festfreude tut so eine kleine Entgleisung keinen Abbruch. War vorher in den Häusern und Gassen ein Duft von allerlei Backwerk zu spüren gewesen, so gesellte sich nun der Geruch von Gänse-Schweinebraten, von Wurst und Sauerträu dazu. Dann geht nach wochenlanger Enthaltbarkeit ein Schmausen los, von dem ein Niederlandmensch kaum einen Begriff hat. Es ist durchaus keine Uebertreibung, wenn es in dem bekannten Vers heißt: „Ar hobn a dreiz'n Butterstolln — su lang wie de Usenbank, un wenn mr die gegassen hobn — do sei mr alle krank“. So mancher läuft nach dem Feste umher wie eine verstopfte Riesenschlange und hat seine Beschwerden. Zum 1. Feiertag in aller Frühe ging man zur Christmette. Wir Kinder stapften gern mit unsren brennenden Lichtlein in den noch nächtlich dunklen Morgen zur Kirche. Es war ein unvergesslicher Anblick, wenn sich auf all den langgestreckten äußeren Gassen die hin- und herhüpfenden Lichtpunkte der Kirche näherten. Nach der Predigt in der im hellsten Lichterglanz schimmernden Kirche bewegten sich die Lichtreihen wieder zurück.

Fast endlos schlichen die Wochen dem Frühling entgegen. Das wollte zuweilen nicht anderes Wetter werden, sodas bis Mitte April auf den Gassen der starke Frost den Schnee und Dreck in hartes Eis zu verwandeln schien. Wer sich mit Holz und Kohlen nicht genug vorgelesen hatte, verfeuerte in der Not Brettertüren, Waschhausdeckel und Besenstiele. Doch es kam dann über Nacht. Draußen stürmte ein starker Föhnwind daher, ließ die Schneedecken von den Schieferdächern herabdonnern, schüttelte im Walde die Bäume, daß sie ächzten, und alles, was nicht niet- und nagelfest war, ward heruntergeworfen. Mitunter zeigten dann die Berggrücken in der Runde große schwarze Lawstellen. Die Sehma führte Hochwasser mit sich. Donnernd und brausend schäumten dann die Massen an dem Wehr an der Papiermühle herunter. Die Fuhrwerke klapperten wieder über trockenes Pflaster dahin. Lauter, froher Peitschenknall hing in der Luft. Schon kamen die ersten Stare und über die Gebüsche an den Hängen lief ein schwacher grüner Schimmer. Wenn aber dann im Mai die Birken ihr lichtgrünes Kleid anzogen, und das Raigrün der Kottannen sich zeigte, dann war der Mai mit Singen und Klingen im Ueberschwang da. Alle die nach so langem Winter aufatmenden Gebirgler liefen, so oft sie konnten, in den vom tausendfältigen Vogelsang erfüllten Wald; in die würzige Raifluft! Des Sonntags wurde mitunter auch in dem Försterhause (später entstanden) ein Glas Bier getrunken und paar saftige Knackwürstel gegessen. Es liefen aber auch weniger gern Gesehene in den Wald. Die vermaledeiten Vogelsteller. Sie fingen mit ihren Leimruten und Lockvögeln so man-

chen braven Säger. Sie scheuten sich nicht, auch die große Walddrossel (Zippe) in den Bauer zu stecken. An die Freiheit gewöhnt, sang sie nicht mehr und schoß zwischen die Stäbe unaufhörlich dahin, sich die Hirnschale einrennend. Wir Kinder haben so manches Vöglein befreit und die Leimruten zerstört. Jörn im Herzen über die Tierquälerei ihres Mannes hat auch so manche resolute Frau die Bauer geöffnet. Hoffentlich ist es inzwischen mit dieser Unsitte vorbei.

Die Zeit der Heidelbeerernte (Schwarze Beer) zieht herauf, aber auch die Zeit der „Schwammesucher“ fängt an. Schon kommt einer mit der unvermeidlichen Tabakspfeif und dem rotgeblumten „Schnupptüchel“. Im vorigen Jahre (1935) zog bei größter Julihitze so ein Exemplar an mir vorüber. Kopfschüttelnd sagte ich mir: „Mit der Pfeife in der Gusch zieht er durch den dürren Busch!“ In den Wäldern, in Nähe einer Großstadt, warnen große Tafeln vor dem Rauchen im Walde. Man droht mit hohen Strafen. Aber in dem Stadtwalde, der jedem Buchholzer am Herzen liegt, raucht man anscheinend noch ungestört. Ich habe auch keine Warnungstafel zu sehen bekommen. Wie denn auch der fremd gewordene Buchholzer neben vielem Besseren auch weniger Schönes sieht. Durch verschiedene Bauten sind Lücken hineingerissen worden. Die Waldstraße nach Schlettau hat dem Asphalt zuliebe ihre „Bug'beerbaame“ eingebüßt. Ferner geben die an sich ganz hübsch aussehenden Wegebezeichnungen dem Wald den Charakter eines Parkes. Es geht ihm so langsam das Ursprüngliche, die Naturfreiheit, der Waldeszauber verloren. Und das neue Holzdach auf dem Felsentempel über dem Friedhof hat leider anstelle der früheren Kuppel eine fremdartige chinesenhafte Form erwischt. Vor mir taucht wieder die Waldstraße wie ehemals auf. Auf dem Postwagen nach Schwarzenberg sitzt der Postillon und bläst seine Volkswaisen und Signale. Ein Tragtorbweibel, die „Botterfrau“ aus Walthersdorf, frisch und kräftig gebaut, läuft vorüber. Unterhalb der „Wilhelmsruhe“ tockelt ein Mann mit ein paar Ziegen umher. Ein Gewitter zieht heran. Die Finken auf den Straßendächern zerren und riefschen unaufhörlich. Dampfer Donner schallt und durch die bisher reglos stehenden Fichten rauscht der Wind immer stärker. Der Mann mit den Ziegen hat die „Wilhelmsruhe“ erreicht. Es ist der „Sausergust“ und stark berauscht. Als die Finken wieder ihr „Nie . . . ich“ hören lassen, richtet der Betrunkene die verglasten Augen auf die Finken und zankt sich mit ihnen: „Halt eire Gusch — ihr damischen Viecher! Denkt ihr dä, i-ich wösch net, daß ä Gewitter kimmt!“ Und wie er so räsoniert, gibt es Bums — einen kräftigen Donnerschlag. Dem Sausergust fällt der Strick aus den Händen und die unruhig gewordenen jungen Ziegen suchen medernz zu entkommen. Während die eine die Straße wieder abwärts läuft, springt die andere wie besessen hinter das Biermehdenkmal. Da wird der sonst harmlose Händler und Ziegenschlächter ganz desparat. Er zieht sein Messer heraus, holt die bergab Fliehende mit ein paar Sprüngen ein und ersticht sie. Unter strömendem Regen labet er das tote Tier auf den Buckel und trägt es in eine der schützenden Holzlauben, zu uns Kindern. Vergeblich war unsere Bitte, wenigstens die andere Ziege leben zu lassen. Er stach sie ebenfalls sinnlos ab. „Nä! Su äne damische Krauthack“ hob ich noch net gefaselt“ meinte ein hinzukommender Schwammesucher. Wir lachten alle zusammen über das verdutzte Gesicht des langsam nüchtern werdenden Sausergust's. Seine Stimmung schlug ins Weinerliche um. Aufseufzend betrachtete er die Tiere. Eine Ziege konnte er wohl heim schaffen, aber die zweite? Wir halfen ihm aus der Not. Die Beine wurden dem Tiere zusammengebunden, ein Knüppel hindurchgesteckt und dann trugen wir die tote Ziege in die Wohnung des Sausergust's. An den Empfang bei seiner Frau denke ich noch heute. In dessen Haut hätten wir nicht um die Welt stecken mögen. Der Mann hat später auch einen traurigen Tod gehabt, er ist eines Tages im Winter erfroren vor seinem Hause gefunden worden. Unwillkürlich denke ich an das Wehr neben der Papiermühle zurück. In den Wiesen an dem Ortsteile „Dorothee“ haben wir Jungen unsre Spiele gehalten oder gingen dort baden, neben Gänfen u. Enten. Berschwunden ist das Kinderland. An seiner Stelle läuft heute eine

prächtige asphaltierte Straße, die den Verkehr in der engen Karlsbader Straße bedeutend entlastet. Dabei verschwand neben den Erlen auch die stänkernde Papiermühle und der Pochgraben neben der Bahnlinie.

Nur die Menschen in Buchholz sind wenig verändert. Sie sind noch immer so geradezu wie früher und haben noch immer Herz und Mund auf dem richtigen Fleck. Kommt da ein Auto am Schießhaus vorbei im flotten Tempo. Da faust ganz verkehrswidrig eine Radfahrerin am Platze in die Flanke. Quitschend wird das Auto noch zum Halten gebracht. Ein elegant gekleideter Herr steckt den Kopf zum Wagenfenster heraus und schreit: „Nu, Sie damische Büch!“ — do passen Se doch auf!“ — „Sie alter Kemp!“ war die Antwort. Still lächelnd ging ich vorbei. Weiter hinten an der Gabelung der Schlettau- und Gumersdorfer Straße treffen sich einige junge Mädchen, fast damenhaft gekleidet. Da spricht die Eine: „Na! wu woll'n mr dä heit hie? Jech möcht' am libbsten nooch dr Sähm!“ — „Dos könnt mr sei passen“, entgegnet die Andere, „dos mr wieder dan afällign Karrl traffen, wie's vor'ge Mol, die Wahrgusch hot mr ne ganzen Log vrdorbn!“ Schade um so viel Schönheit und Grazie, die war wirklich halb zum Teufel. Man muß jedoch herzlich über die unverblünte Sprache lachen. Mit einem Schläge war ich wieder „d'rhäm!“ An der erwähnten Stelle war früher die Chausseeaufnahme mit dem querliegenden Balken. An den Sonn- und Festtagen hatte der Einnehmer tüchtig zu tun, um alle die Kutschen abzufertigen. Der Verkehr der Fußgänger war wohl noch größer. Hier sahen wir als „kläne Gunge“ die letzten Reifrockleider bei den Frauen, samt den blütenweißen langen Strümpfen. Dann kamen die langen Schlepplücker, deren Trägerinnen freiwillig die Straßen lehrten. Es gab damals närrische Leute. Ein Teil der Menge kletterte jenseits der Bahn die Höhe hinauf zum „Himmlich Heer“ oder in die „Morgenfonne“. Waren die Gäste dann froh und angeheitert, so sang Alt und Jung das Lied vom Heideröslein, von der Goldnen

Abendsonne, zuletzt aber unausbleiblich das Lied: Aus der Jugendzeit. Sonst aber blieb man einfach und harmlos. Es gab natürlich bei dem Ueberhandnehmen der Trunksucht in den achtziger Jahren auch Rüpel unter den Angetrunkenen. Später verschwand mit der Jahrhundertwende so mancher liebe Brauch. Man wurde zudem ein wenig von der Großmannsucht der größeren Städte angesteckt. Bis auf einmal über die blühende Posamentenindustrie das Verhängnis in Gestalt von unübersteigbaren Zollmauern des Auslandes hereindrach. Im Verein mit dem Weltkrieg stochten die Betriebe im Obererzgebirge. Es wurde immer weniger Gelegenheit zu einem Verdienst. Doch der Erzgebirger hat den Mut noch nicht verloren, er sucht nach anderen Arbeitszweigen, um sich wieder empor zu arbeiten. Und den Humor hat er ebenfalls noch nicht verloren. Spaziert eines Sonntags in der Früh ein Buchholzer nach der nahen „Schlate“ (Schlettau) und schlendert an der dortigen Kirche vorbei. Es war recht heiß. Deshalb standen auch die Kirchtüren weit auf und man hörte die Predigt deutlich herauschallen. Von den Worten magisch angezogen, geht der Mann hinein in die angenehme Kühle. Der Kanzlerredner hält sich durchaus nicht an den vorgeschriebenen Text, der immer zwei Stunden lang von allen Seiten beleuchtet hin und hergewälzt wird, nein, er hält eine forsche Attacke auf die Herzen seiner Zuhörer, so recht hemdärmlich, und siegt! Noch nie hatte man soviel Rührung erlebt wie heute. Befriedigt mustert der Pfarrer seine Gemeinde und entdeckt endlich den hartverpackten Fremden an der Türe. Dieser zeigt nicht den geringsten Schein von Rührung. Die Predigt ist zu Ende. An der Türe gelingt es dem Pfarrer, den Mann auffällig zu stellen. „Nun, mein Lieber! Auf Ihnen hat anscheinend meine Predigt keinen Eindruck gemacht? Sie galt auch Ihnen mit!“ Spricht der Buchholzer: „No ja, se war ganz schie — ober auf mir war se sei net geminz. 's gieht mich net emol wos a — ich gehär doch zu än annern Kärchspiel!“ — Und damit machen wir für diesmal „Feierohnd“.

Walter Hoffmann, Dresden-N. 39, Meißner Landstraße 128.

Reiter ohne Ziel

Abenteuer-Roman
von
Will Kröger



(10. Fortsetzung.)

„Aber wollen wir nicht lieber die Polizei rufen und mit einigen Polizisten...?“

„Warum denn? Glaubst du, daß sie uns etwas zuleide tun? Wir haben doch auch Revolver! Und die geben wir

nicht eher aus der Hand, bis alle Munition verschossen ist!“

Kaum hat Jackson ausgesprochen, da läßt er auch schon den Pfiff ertönen, diesmal laut. Keine drei Sekunden verstreichen, da geht oben das Licht aus, an, aus und wieder an.

„Dann komm nur, Fred, unsere unbekanntenen Freunde haben uns eingeladen, auf dem Wege der Feuerleiter näherzutreten. Ist dein Schießseifen in Ordnung? Entschere es vorsichtshalber...“

„Schon geschehen, Jackson.“

Jackson hat eben die ersten Stufen der Feuerleiter erklimmen, Fred noch nicht, da öffnet sich oben die Tür und eine Taschenlampe blüht auf. Auf der Plattform angelangt, erkennen Jackson und Fred den Mann aus Nizar, der sie mit den Worten empfängt:

„Da seid ihr ja! Ich wollte gerade dem Chef von euch erzählen. Kommt, jetzt kann es in eurer Gegenwart geschehen. Desto besser.“

Wie begreiflich, sehen die Freunde dem Kommenden mit einiger Neugier und Spannung entgegen. Ihre rechten Hände umspannen in den Hosentaschen die Revolvergriffe. Man kann

nicht wissen, ob man nicht gleich mit einem Gericht „blauer Bohnen“ empfangen wird, was Jackson und Fred mit gleicher Münze beantworten müßten.

Der Mann aus Nizar geht voran, durch ein dunkles Zimmer, das ganz wohnlich eingerichtet ist, soweit zu erkennen. Dann geht es auf einen Korridor und von dort in ein hellerleuchtetes Zimmer, das, spartanisch einfach, als Möbel nur einen Tisch und sechs Kisten aufweist, die als Sitzgelegenheiten dienen. Nur die Lichtquelle besteht aus einem prunkvollen Kristall-Kronleuchter, der zu dem Mobiliar paßt wie die Faust aufs Auge.

Auf den Kisten, um den Tisch herum, sitzen vier Männer, also mit dem Manne aus Nizar sind fünf Personen anwesend. Eine Kiste hat noch keinen Liebhaber gefunden, ebenso eine siebente, die in einer Ecke steht.

Unter den Männern erkennen Jackson und Fred den Mann mit der Matrage am Kinn und den Spindelbüren wieder. Als die Freunde, von dem Nizar-Manne geführt, eintreten, springt ein kleiner Kerl auf, dessen Fierde ein brandroter Schopf ist. Der Brandrote starrt Jackson und Fred entgeistert an und fragt verdattert:

„Was wollt ihr hier?“

„Aber Sidney, das sind doch deine Leute!“ rufen der Bollhärtinge und der Spindelbüre wie aus einem Munde. „Denen haben wir doch heute morgen das Geld gegeben!“

„Den Männern?“ staunt der Brandrote, „aber die kenne ich doch gar nicht!“

„Was?“ brüllt ein Dreiklang, herrührend von dem Nizar-Manne, dem Bollbärtigen und dem Spindeldürren.

„Nein, nein! Die Männer habe ich nie gesehen!“ ruft Sidney. „Seid ihr denn wahnsinnig, ihnen das Geld zu geben?“

„Aber der da (gemeint ist Jackson) hat doch das Erkennungszeichen!“ verteidigt der Bollbärtige sich und findet bei den beiden anderen volle Zustimmung. Sidney tritt frech an Jackson heran, nimmt dessen Hut ab und beguckt diesen.

„Ja, das Erkennungszeichen hat er! Aber meine Leute sind es trotzdem nicht!“

Jackson und Fred sehen reihum und entdecken bei jedem, sie tragen alle die Hülle auf dem Kopf, das gleiche gelbbraune Hutband, das an seinem oberen Rande wellenförmig gezackt ist. Und genau so ein Hutband trägt Jackson! Ist das etwa das Erkennungszeichen? Es scheint so. Alle Anwesenden schütteln erstaunt die Köpfe. Der Bollbärtige und der Spindeldürre wollen nach ihrem Geld schreien, aber Sidney winkt herrisch ab.

Mit einem schmierigen Lächeln bietet er Jackson und Fred zwei Kisten zum Sitzen an und sagt mit öligter Stimme:

„Gentlemen! Eine peinliche Verwechslung. Sie müssen wissen, wir sind eine Gesellschaft reisender Kaufleute, die durch die Lande reist und bei den Farmern ihre Ware ablegt. Ich bin der Chef der Firma, mein Name ist Sidney Trouly. Diese beiden Männer wollten heute morgen auf zwei meiner Angestellten treffen, um ihnen Geld für bestellte Waren zu übergeben. Ich hatte diesen beiden Männern gesagt: in der Frühe treffen meine beiden Angestellten in Trinity ein, erwartet sie vor der Stadt und gebt ihnen euer Geld. Das Erkennungszeichen unserer Firma ist das gelbbraune, wellenförmig gezackte Hutband. Sie sehen, wir alle tragen es.“

„Bud, wieviel Geld hast du dem Gentlemen gegeben?“

„Biertausend Dollar!“ ruft der Bollbärtige und läßt seine schwarzen Augen rollen.

„Und du, Jack?“

„Zweitausend!“ antwortet der Spindeldürre und wackelt dabei mit den abstehenden Ohren.

„Und du, Will?“

„Nichts!“ lautet die Antwort des Mannes aus Nizar. „Jetzt verstehe ich alles. Sie sollten mir bis heute Abend hundert Dollar borgen. Das wollten sie nicht, oder nur unter der Bedingung, daß ich ihnen sage, wer Sidney ist. Nun, jetzt wissen sie es ja!“

„Sechstausend Dollar also!“ sagte der Brandrote und wischt sich den perlenden Schweiß von der Stirn, unter der zwei bemerkenswert heimtückische Augen liegen. „Sie sind selten ehrliche Gentlemen! Ich nehme an, Sie sind nur gekommen, um uns das Geld zurückzuerstatten. Wie fanden Sie denn übrigens hierher?“

„Sie haben recht, Mister Trouly, wir sind nur gekommen, um das Geld an seinen richtigen Mann zu bringen!“ antwortet Jackson. „Diesem Gentleman aus Nizar haben wir die Kniffe abgeliefert, wie man in diese Behausung kommt.“

„Ihr habt gesehen, daß ich zu Pferde aus Nizar kam und seid mir gefolgt!“ ruft Will.

„Genau so war es!“ bestätigte Jackson kühl.

„Und jetzt wollen Sie uns das Geld zurückgeben, nicht wahr?“ fragt Sidney, noch schmieriger lächelnd.

„Ja, unter einer Bedingung!“

„Und die lautet?“

„Sie müssen uns schon aufklären, Mister Trouly, was für eigenartige Geschäfte Sie betreiben! Wir müssen das Gefühl haben, daß die sechstausend Dollar ehrliches Geld sind. Und das Gefühl haben wir leider noch nicht!“

„Oho, Gentlemen, Sie sprechen eine harte Sprache!“ sagt Sidney, schmollend wie ein Tiger, dem man den Fleischsegen weggenommen hat. „Ich habe Ihnen doch auseinandergesetzt, daß wir reisende Geschäftsleute sind.“

„Was verkaufen Sie denn?“ will Jackson wissen. „Bei so hohen Summen muß es sich doch um wertvolle Ware handeln.“

„Sehr wertvoll sogar! Wir verkaufen Autos! Alte und neue . . .“

„Autos. . .“ wiederholt Jackson tiefinnig. „Könnte man da vielleicht Rechnungen der Fabriken sehen?“ (Fortf. folgt)



Zeichnung Kiehlleb M

Nehmt den Jungens vorläufig erst einmal die sechstausend Dollar ab

Nooch 'n Feierohnd

Inu, dos kumt sei fatal warn!

Ein heiteres Erlebnis in der Annaberger Eisenbahn.

Von Bernh. Brückner, Leipzig.

Do neilicht bie iech off dr Eisenbah' wieder amol naufgerast ins Erzgebürg — in de alte gute Hamit. Von Leipzig aus ging's über Chamh. Subal iech dos ei'hob, bie iech eilt dodrauf aus, doh iech off'n Bahnhof in enn Woong neikumm, wü'a hardl erzgebürgsche Zeit drinne sih'n — un wenn's aah blüß a aanzlicher is.

Obr dosmol warsch wie verhart: Wu iech neigucktet in de Böng', nisch wie Weibsen. Na, iech machet mieh off d'rleht

in, fu a Kaffterle nei, un — waß Gott — iech hatt Gessit: Hinner mir har kam a klaner Maa mit enn Rucksack off'n Bückl.

„Schinn gutn Tog rei!“ grifet'r. „Gessit auf!“ gob'ch ne zer Antwort un machet mirsch in dr Eck bequaam.

Mittlerweile schub dar sei Rucksack nauf off's Braat, nocherts ließ aar siech vür mr in dar anaern Eck nieder.

„War'n mr uns dä vertroong?“ fregit'r gespäßig. „Nu, iech tu Se nisch!“ saacht iech arzgebürgisch. „Un iech beiß Sie aah net!“ war sei Antwort. In 'ner Weil nahm'r aus dar Brusttasch sei Tobakpfeif raus.

„Ja, die müssen Se aah miet in Kaaf namme — geraacht muß sei!“ „Inusse freilich!“ saacht'ch, „s gieht nisch über a Pfeif. Tobak — s gieht nisch über a Pfeif!“

„Se könne wuhl aa die Liedle?“ war do aah geleich sei Frog, un als wenn's noch miet drzu gehäret, fuhr ar in seiner Red' fort: „Esu wos sieht mr Sie doch gar net ah?“ Ich lachel'n

nei ins Gesicht. „Se mane also, iech sah e bisl „dümm“ aus?“ — Die Antwort hatt dar siech net vermut't. „Jsa! im Gegen-täl!“ fing'r ah, „Se sahe gar net asu gebärgisch aus! Freilich, in dar Hinsicht — möcht' mr soong — do is dos gerod asu wie bei de Buggeln: Wenn se raus sei aus'n Rast, nocherts krieng se annere Fadern — ne Schnobel, dan behalt'n se!“

Dar Vergleich gefuhl mr. „Se hobn racht“, gob'ch drauf zer Antwort, „de Hauptsach is die, doß lä „Brüßschnobel“ dr-draus ward!“ Mei Reise-Gefahrt' machet a verschmigt's Gesicht. „Dan hobn se bluß dohiert'n in Chamß!“ manit trocken. „Inusse, mr will doch nár Spaß machen! Amende kumme mr bal aus dan gruñn Geloostastn — domiet manit ar ne Bahn-huf — naus; 's muß doch geleich seedr gieh.“ Bei dan letzten Wort lahnet'r siech zun Fenster naus. Dort draußn kam ihe ge-rod a Eisenbah-Arbeiter mit 'ner Schaufel verbei.

Hörn Se,“ fregit'r dan, „wenn fährt dā dar Zug?“ „Wenn sich die „Räder“ drehen!“ gob dar Eisenbahner laut zer Antwort un machet jenn Stiefl wetter. Mei guter Nachbr war wie aus'n Wolken gefallen. „Ra, do hobn Se geleich de Chamßer Grußgusch!“ saahrt'r un drehit sich zu mr rim, obr aah asu sig wieder zu ne Fenster naus. Ich gelaab, 'r wollt dan draußn sig noch ene Pflaum' nah an Kup schmeiß'n — obr do drehit'n sich tatsächlich de Räder; de Fahrt ging lus. Mei Freund bauet siech wieder gemietlich in seiner Eck nei, un sei Tobakpfeif, die stand nu aah gewaltig miet unner Dampf.

„Wenn iech freeng darf: Wu fahrn Se dā hie?“ Klang's nooch 'ner Weil aus dan Qualm raus.

„Ich? — ich fahr off a paar Tog ganz uhm nauf an dr Grenz — — nooch Shtadt'l nauf!“

„Ach versuhl mich! Dortn nauf wolln Se? Nu do! Dort druhm is doch de „Walt“ alle; do laa mr siech geleich loss'n ei'pökeln. — Na, iech hob nischit ze soong: Obr Anneberg wär mr do schu a säntl lieber — un epper nüberzu nooch Schwarzen-barg; dos is aah e schie Shtücl' Ard!“

„Ja,“ saahrt'ch, „de Geengd macht bei mir nischit — iech will bluß ne ganzen Tog de arzegebärgischen Zeit um mr rim hobn. Ich will die Schprooch wieder richtig lerne!“

„De Schprooch?“ wiederhulet dar. „Jun, wenn Se wetter nischit wolln: Die könne Se doch ihe bei mir lerne! Wissen Se, mir — — mir lattschen die ne ganzen Tog, aah noch in dr Nacht un in Traam, wenn's sei muß. — — Bluß „lasen“ laa iech je schlacht! Ja, dozu taag iech nischit. Obr mei Fraa, wissen Se, die laa dos arzegebärgische Zeig lasen, wie geschmiert — richtig ausn ff. Wie's Teifels is die off die arzegebärgischen Ge-schichten!“

Die Sach fung ah, mieh ze interessiern. „Wu kriegt se dā die Geschichten har?“ fregit iech a klaa bisl dumm. — „Die schtieche in der „Oberarzegebärgischen Zeitung!“ Esu wie dos Sunntig-Bilderblaal ins Haus kimmt, fällt mei Alte aah schie drüber har. Un mitten drinne in dar Läserei, do schleet die enne Lach' auf, doß iech eittl zu'r sog: 's ward diech doch net epper imbränge? „Ja,“ spricht se, „richtig bekugeln könnt' mr siech vr Lachen, wos do ne Leitn gepassiert is; richtig, als wenn mersch salberscht drabbt hätt!“ Un nocherts drzehl't se mr nu die lustig Dinger. Zerleht do maant se jedsmol: „Ich möcht' nár amol dan Maa „sah“, dar die Sachen asu zesamm auf-sehn tut. Dan könnt' iech vr lauter Fräd' asu off'n Bucl' huppn!“

Wie mei Reiselamerad dos vu seiner Fraa drzehl't, muht iech mr — waf Gott — richtig 's Lachen verbeiß'n. „Se ward doch net!“ saahrt'ch. „Waar muß dā dar Gelickliche sei, dar de Weibsen asu ins Feier brängt?“

„Gelafen hob'ch dan Name; obr — iech hob'n vergassen. 's is aaner vu do unten raus — aus Drasdn, wenn iech net ärr, odr aus Leipzig. Mit'n wäch'n B fängt'r ah. Ja, wenn mei Fraa miet dohierten wär, die wißt's. Ich krieg ahm ganz fallen ne sitte Zeitung in de Händ. Burige Woch, ja, do hatt'ch aus Versahe amol aane drwischt un hatt mei Wasperbrut nei-gewickelt. Inu, gute Nacht! Do sullt'n Se sei meine Fraa hār'n! Ich dent doch, die fährt aus dr Haut!“

Als wollt'r siech ihe salberscht besanftigen, nahm ar de Pfeif wieder nei ins Maul un tat warten, ob iech wos drzu sooget. „Inu“, fung iech ah, „vun Ihrer Fraa is dos racht gut un schie, wenn se asu ze hobn is für sitte arzegebärgische Geschichten un aah für de Leit, die se zammemachen.“

Für die Geschichten-schreiber war obr mei Freund net asu ganz Feier un Flamm. „Wu die Leit bluß das schpähige Zeig eittl har-namme?“ fregit'r. „Die müssen dos doch aus dr Lust hult — odr aus de Finger saugn! Den'n Se net aah?“

„Inusse ja,“ gob'ch ne dodrauf zer Antwort, „sitte Leit die hobn doch ne ganz'n Tog wetter nischit ze tue! Do is dos net schwar!“ Ei fappermant, ihe war iech sei Maa! „Do könne Se sei ganz racht hobn! Ja, asu is die Frage! — Inu, uns zwā'n laa dos egal sei: „Sie“ schreibn kaane Geschichten un „iech“ aah net. Do sei mir de Leit net drzu — dos überloss' mr ge-scheitern. Mir schreit'n die Sprooch bluß — dos is aah wie ge-schrieben; manichmol asugar noch besser! — — Sette Geschichten-macher die namme's doch erscht vu uns, wos se drnochert ne Leit'n weiß machen! — Nu hob'ch do net racht?“

„Nu natierlich!“ saahrt'ch un half miet ei'haa. Mei Tobak-raacher blies de Gewollen geleich nochemol su huuch. „Russe bei meiner Fraa do könnten die Schreiber a hauñ sette lustige Sānort'n drfahrn!“ fung'r wieder vun frischn ah. „Wenn de Weibsen ohmdst beim Klippelsool besamme siñen, do ward aane sette Luderei nooch dr annern drzehl't — — 's Maul ward do bei die Weibsen gar net kalt!“

„Ja, dos laa iech mr denken,“ fuhret iech sei Red' wetter, „dos war schu sistr asu, wu „mir“ noch klippeln taten!“ — — Mei Pfeifen-Maa war, wie ausn Wolken gefallen.

„Wos? Sie könne aah klippeln? Inu, do möcht' mr doch geleich enn ganzen Bas'n frassen!“

Iech muß über dan Ausdruck lachen, lieh mr obr mei Racht net: namme. „Dadoch! klippeln lah iech schu mei ganz Labtog. Worin söll iech's dā net könne, wenn iech vu do drubn har bie? — — Ja, ja, Se war'n siech sei noch wunnern, wos iech alles laa!“

Mei Reisegefahrt' kam ihe sachte wieder in sei Gleichgewicht. „Iech gelaab Se's schie nu — — alles gelab iech Se. Obr, 's is racht: schod' drüm, weil iech off'n nächsten Bahnhof aussteign muß!“ Domiet langel'r senn Rucksack ubn runner un saht freindlich: „Ra“, saahrt'r, „mr hobn uns alle zwā racht schie gemietlich unnerhalten. De Zeit is uns net lang worn doraufzu. — Ja, nu waf iech obr immer noch net, wu Se har sei un — wie Se haab'n. Se hobn mieh nu ahmol neugierig gemacht!“

„Halt!“ dacht'ch, „ihe is dar richtige Wagnblief do, off dan de gewart't hast!“ Wie ar sei Rucksack aufhuddlet, langel iech aus meiner Brieftasch ene Bilderpostkart raus, wu e arzegebärgisch Heisl un a Gedicht vun mir drauf gedruclt schtieht. Die Kart' gob'ch ne hie: „Do schtieht mei Name drauf un aah die Stadt, wu iech wuh'n — — bitte!“

Dar Maa gucl't die Kart ah, gucl't wieder mieh ah — seine Wagn wur'n immer greßr.

„Dunnerwatter!“ saahrt'r off ahmol, „ihe bsebbt mr doch, waf Gott, geleich dr Verstand schtieche! Nu is dos Rastel raus: Sie sei also dar Geschichten-schreiber — lä annerer! — — Maa, naa! wos enn doch passiern laa! — Inu, dos söllt mei Fraa wissen? Die machet Sie vr Fräd' halb tut!“

Obr ihe offahmol, do schlug ne sei Gewissen. 'r nahm mieh wie e klaans Kindl bei dr Hand. „Namme Se mersch sei net übel, wenn iech epper a Wort ze viel gesaacht hob. Maa, odr esu wos! — Iech war' doch net denken, doß Sie dar Maa sei könne? — — Inusse, dos konnt' sei fatal war'n! — — Na, do komme Se nár racht wuhl ehamm!“ fief'r mir noch freindlich zu, nochert machert siech ausn Zug naus.

„Un grüñn Se mr sei Ihre gute Fraa!“ rief iech noch emol zun Fenster naus. „Se söll nár wetter lachen!“

Dr Zug fuhr schu sachte seedr. Mei Reiselamerad gob mr sig noch emol de Hand: „Obr heit frā' iech mieh ehamm!“

Bilder aus der erzgebirgischen Heimat



gebirgischer Boden ist ein karger, steiniger Boden, und es erfordert gewiß viel Arbeit und Mühe, ihm das tägliche Brot abzurufen. Aber unser erzgebirgischer Bauer ist ebenso zäh in seiner Arbeit, daß es ihm mit Gottes Hilfe noch immer gelungen ist, seine Scheunen zu füllen. Auch in diesem Jahre dürfen wir trotz der unaufhaltamen Regenfälle wohl auf eine gute Ernte hoffen.

„Kraft-durch-Freude“-Urlauber verlassen Schlettau.

Es ist nun schon eine Weile her, daß die Gäste unserer Stadt Schlettau wieder von uns zogen. Das Bildchen rechts soll uns doch noch einmal erinnern an



die fröhlichen Stunden, die wir mit unseren „Kraft-durch-Freude“-Urlaubern in Schlettau verleben durften. Die Gäste stammten zum großen Teil aus Schlesien, Dresden, Leipzig usw. und fühlten sich bei uns außerordentlich wohl. —

Davon berichtet manches Dankschreiben, welches hier einging. Als es zum Abschied ging, gab es auf beiden Seiten noch einen dankbaren Händedruck. — Unser Bild zeigt die Urlauber auf dem Marsche zum Bahnhof und den Urlauberszug kurz vor der Abfahrt vom Schlettauer Bahnhof.



Erzgebirgische Nagelschmiede aus alter Zeit.

Unser Bild links führt uns zurück in die alte Zeit des erzgebirgischen Handwerks. Vor allem waren es ja die Nagelschmiede, an deren Vorhandensein unsere alten Hammer- und Roshwerke erinnern. Seinerzeit fanden in diesem Handwerk viele Erzgebirgler eine Verdienstmöglichkeit. Freilich — wer die Geschichte unserer engeren Heimat kennt, der weiß, daß auch von den Aufständen der erzgebirgischen Nagelschmiede in Elsterlein und

anderswo viel geschrieben steht. Die Nagelschmiede waren eben Schmiede, derbe, aber rauhe Gesellen, die nicht mit sich spaßen ließen, und wehe dem Brotherrn, der ihnen nicht den wohlverdienten Lohn geben wollte. Wir wissen heute von diesem Handwerk im Zeichen der maschinellen Herstellung aller Dinge nicht mehr viel, aber es mag wohl ein hartes Handwerk gewesen sein, dem die Meister und Gesellen nachgingen, die heute unser Bild zeigt.

Nahrung für die Rotations-Maschine unserer Zeitung sind die hier auf unserem Bilde ersichtlichen Papierrollen, die in jedem Monat hier anrollen und der Herstellung unserer Zeitung dienen. Der Laie macht sich wohl kaum einen Begriff, welche Mengen von Papier benötigt werden, die vielen Tausenden von Zeitungen fertigzustellen, die täglich unsere Druckerei verlassen. — Unser nebenstehendes Bild zeigt dies anschaulich und stellt eine einzige Sendung Papier im Werte von weit über 3000 RM. dar.

